

Neuwied und ich – Protokoll eines Kennenlernens

Jährlich treffen sich die deutschsprachigen Krimi-Autoren zu einem ganz besonderen Event – der „Criminale“. Sie findet jedes Mal in einer anderen Region statt. 2006 war Koblenz dran.

Im Vorfeld der Criminale hatten deshalb die Stadt Koblenz und etliche umliegende Städte und Gemeinden Krimiautoren eingeladen, um in jeweils einer der Gemeinden für einen Kurzkrimi zu recherchieren. So entstand die Anthologie „Tatorte“.

Mein „Tatort“ war Neuwied. Mein Auftrag: schreib eine Krimierzählung, die in Neuwied spielt. Mehr nicht.

Drei Tage hatte ich zur Verfügung, um mich umzusehen, tatkräftig unterstützt von der Stadtverwaltung. Sehen, hören, beobachten, wahrnehmen.

Einen dicken Notizblock habe ich voll geschrieben und zu Hause an meinem Schreibtisch begann die Feinarbeit mit der Reinschrift eines Protokolls, das chronologisch aber auch schon erzählerisch meine Erfahrungen, Beobachtungen, Eindrücke und Stimmungen wiedergibt.

Erst dann habe ich die Erzählung entworfen, die schließlich unter dem Titel „Neuwied, Deich, 20 Uhr“ erschienen ist.

Und hier ist mein ganz persönliches und gar nicht objektives Protokoll eines Besuches in Neuwied – eine Vorarbeit, die normalerweise niemand zu Gesicht bekommt. Hier aber ausnahmsweise doch.

Um es vorweg zu nehmen: dieser Besuch war lehrreich, und das gleich in mehrfacher Hinsicht.

Ich war mit dem ICE direkt aus Hamburg angereist, am Koblenzer Bahnhof wurde ich dankenswerterweise abgeholt. Schon während der Autofahrt von Koblenz nach Neuwied begann ich zu ahnen, dass ich als unsichtbares Gepäck ein paar handfeste Stadtneurosen mit mir herumschleppte, deren Existenz mir erst bewusst wurde durch ihre Nichtexistenz in der mir neuen Umgebung.

Da war zum Beispiel die Auffahrt auf die Raiffeisenbrücke. Ich wusste, dass sie so heißt, weil ich natürlich vorbereitet war auf den Besuch und mir von Raiffeisen über die Fürsten zu Wied, die Brüder Roentgen und Carmen Sylva die wichtigsten historischen Persönlichkeiten eingeprägt hatte und ein paar Sehenswürdigkeiten gleich mit.

Die Raiffeisenbrücke also und vor uns ein Lastwagen, der kaum von der Stelle rollt.

Innerhalb von Sekunden schäumt mein Aggressionspotential hoch, was schleicht der Depp

da, ist der eingeschlafen oder wie. Würde ich am Steuer sitzen, wäre schon die Hupe in Betrieb. In Hamburg gilt als ungeschriebenes Gesetz, dass der gewinnt, der als erster hupt. Aber hier auf der Brücke hinüber nach Neuwied? Nichts. Keine gereckte Faust, kein Hupen.

“No ja”, sagt der Fahrer neben mir und erklärt mir die Brückenkonstruktion. Dann sind wir auch schon gleich da. Wir sind von Koblenz bis in die City Neuwied ungefähr so lange unterwegs gewesen wie ich zu Hause brauche, um zu meinem Fischhändler zu fahren. Ich bin verblüfft und erfreut.

Auf der Schlossstraße Ecke Langendorfer setzt er mich ab, hier ist die kleine Pension, in der ich für die kommenden zwei Tage und drei Nächte mein Quartier aufschlagen werde. Bevor ich aussteige, frage ich meinen geduldigen Chauffeur nach einem Sightseeing- Bus. Ich hatte gelesen, dass Neuwied seit 1970 aus der Innenstadt plus dreizehn eingemeindeten Stadtteilen besteht, die wie ein Ring drumherum liegen. Zu Fuß war das nicht zu erkunden. Also Sightseeing- Bus, oder? Die Frage muss dem armen Mann reichlich überspannt vorgekommen sein, im Nachhinein würde ich sogar verstehen, wenn er sich an die Stirn getippt hätte. Hat er aber nicht. Er schenkte mir ein Lächeln, angesiedelt zwischen Mitleid und Nachsicht, verneinte die Frage nach dem Bus, bot mir aber eine erste kurze Tour im PKW für den Nachmittag an.

Ich nutze die Zwischenzeit für einen Schnuppergang rund um meine Pension. Vom Fenster meines Zimmers aus habe ich Ausblick auf einen recht heruntergekommenen Innenhof. Der soll mein Ausgangspunkt sein, schließlich gilt es, Schauplätze für eine Krimierzählung zu finden.

Draußen auf der Schlossstraße stelle ich fest, dass “mein” Innenhof von der Straße aus nicht zu erreichen ist, aber gegenüber werde ich fündig. Da führt ein enger, gewundener Durchgang zur Luisenstraße, der, wie ich einem Schild entnehme, immer um 22 Uhr geschlossen wird. Im Dunkeln würde ich da allerdings ohnehin nicht laufen wollen. Der enge Weg schlängelt sich zwischen fensterlosen Hauswänden hindurch und öffnet sich erst wieder an einem grasbewachsenen Flecken mit einem Spielplatz, daneben ein Hinterhof, der offensichtlich in Vergessenheit geraten ist: abblätternde Fassaden, zerborstene Fensterscheiben, allerlei Gerümpel. Nicht schlecht für den Anfang. Aber wo sind die

Menschen? Vier oder fünf, mehr begegnen mir nicht. Also kehre ich um, laufe zur Langendorfer Straße in die Fußgängerzone. Na endlich, da ist Betrieb, einkaufende Hausfrauen, flanierende Rentner, Jungvolk in Grüppchen. Vor den Restaurants, Kneipen und Dönerbuden ein paar Tische und Stühle, nur vereinzelt besetzt, es ist aprilkühl. Ich höre den Singsang des einheimischen Dialekts, den ich mag, auch wenn ich ihn nicht ganz einordnen kann, etwas Rheinland, etwas Eifel, etwas Eigenes. Ich höre auch türkisch und russisch.

Ich biege ab in die Mittelstraße, lande in der Engenser Straße und stoße mit der Nase direkt auf die Buchhandlung Kehrein. Gut so. Denn wenn ich erst mal weiß, wo die Buchhandlung ist, fühle ich mich gleich nicht mehr so fremd. Diese hier ist noch dazu stattlich, der halbrunde Bau zur Straße hin auf zwei Etagen verglast, in der unteren die Verkaufsfläche, in der oberen ein Café. Zwei Tage später werde ich mich dort abends mit zwei Kolleginnen zu einer Lesung treffen und das sehr behaglich finden.

An der Ecke gegenüber die evangelische Marktkirche, im Vorgarten eine Gruppe Pfauen, modelliert in bunten Farben und immer mit prachtvoll geschlagenem Rad. Der Kontrast steht der Kirche gut. Ähnliche Pfauen habe ich auch vereinzelt auf der Fußgängerzone gesehen, wo sie untergingen im üblichen Fußgängerzoneneinerlei.

Ich bin versucht, bis zum Deich vorzulaufen, entscheide mich aber dagegen. Nicht zu viele Eindrücke auf ein Mal, die große Fußtour hebe ich mir für meinen letzten Tag auf, erst will ich Neuwied im Ganzen kennenlernen, wo lebt man hier und wie lebt man hier.

Es ist mir nicht entgangen, dass es Konfliktzonen gibt, in den Hinterhöfen, den Kneipen. Dass es Gruppen von Zuzüglern gib, die für sich bleiben, sich nicht integrieren wollen, nicht einmal bereit sind, Deutsch zu lernen, das erfahre ich erst später, erst als ich nicht aufhöre, danach zu fragen. Toleranz ist eine jahrhundertealte Tugend in Neuwied.

Pressefreiheit, Religionsfreiheit wurden hier nicht nur propagiert sondern auch gelebt. Niemand scheint hier gerne daran zu denken, geschweige denn darüber zu sprechen, dass die Duldsamkeit einmal überfordert sein könnte. Es herrscht, noch, eine respektable Unaufgeregtheit.

Auf dem Rückweg umschiffe ich bereits geschickt die Hundehaufen, die ich in so großer Dichte bisher nur in Berlin wahrgenommen habe. Ich mag Hunde, ich hatte eine Zeit lang

selbst welche, aber ich mag das Ergebnis ihrer Verdauung nicht an meinen Schuhsohlen spazieren tragen. Später werde ich feststellen: in allen Stadtteilen ist Neuwied so sauber gefegt, dass man sich schämen würde, ein Bonbonpapier wegzuwerfen, aber in der City hemmungsloses Hundekäckeln. Wie geht das zusammen?

Am späten Nachmittag und den Tag darauf Ausfahrten unter kundiger Führung in die Dörfer, die nun Stadtteile sind. Halt, so darf ich das nicht stehen lassen, weil mir das die Engenser möglicherweise nicht verzeihen würden. Die nämlich hatten 600 Jahre lang Stadtrechte, bevor sie die zugunsten der Eingemeindung aufgeben mussten. Das tut weh. Dafür haben sie immer noch ihr schönes, weißes Schloss, in dem die Landesstiftung "Villa Musica" junge Musiker in klassischer Musik ausbildet. Den prachtvollen Spiegelsaal kann ich nur auf Fotos bewundern, er ist geschlossen.

Geschlossen auch die altehrwürdige Abtei Rommersdorf nebenan in Heimbach- Weis. Leider. Ich empfinde eine starke atmosphärische Dichte, berühre das alte, raue Mauerwerk. Im Schatten der Abtei ein Park, gepflegt aber nicht gestutzt. Verwunschen. Romantisch. Ich trenne mich ungern.

Nur ein paar Minuten entfernt das Kontrastprogramm, Wohnlagen am Hang mit modernen, schicken Häusern, die Vorgärten penibel gerichtet. Kaum ein Laut ist zu hören, kein Mensch auf der Straße, hin und wieder bewegt sich eine Gardine und ein paar kritische Augen beobachten unser Auto, das langsam die Straße entlang fährt und die Fremde, die hin und wieder aussteigt, sich umschaute, Notizen macht. Einmal kommt eine Frau mit einem Rechen in der Hand an den Gartenzaun und starrt mich finster an. Sie kennt mich nicht und ich stehe vor ihrem Haus und kritzele Papier voll. Ich verursache ihr Unbehagen. Hätte sie mich gefragt, ich hätte ihr erklärt, was ich da mache. Ich hoffe, sie war nicht allzu beunruhigt.

Weiter durch Gladbach hindurch, wo sich eine wachsende Mennonitengemeinde russischer Herkunft angesiedelt hat, nach Oberbieber. Am Ortsende, da, wo der Wald anfängt, ein Stausee, Ausgangspunkt auch eines Rundweges für Jogger. Hier sei der Teufel los an warmen Tagen und besonders am Wochenende, erfahre ich. Zum Glück ist der Teufel weit weg an diesem Aprilmittwoch. Zwei Jogger sehe ich gerade mal, ein paar wenige Spaziergänger. Der Stausee rauscht und blubbert. Ein Schild der Ortspolizeibehörde belehrt

mich, dass das Betreten des Ablassbauwerkes verboten ist. Da habe ich Glück, ich wollte es sowieso nicht betreten, ich weiß nicht einmal, was ein Ablassbauwerk ist. Betreten würde ich dagegen gerne das Restaurant hinter mir, aber das kleine weiße Giebelhäuschen liegt da in friedlicher Verschwiegenheit. Es ist geschlossen.

In Niederbieber heißen die Straßen Am Limes oder Im Römerkastell, hier haben die Römer einiges zurückgelassen, unter anderem ein Bad. Ich winke ab, kein Römerbad heute, außerdem hege ich insgeheim den Verdacht, es könnte geschlossen sein.

In Altwied aber muss ich aussteigen, denn dort gibt es eine Burg, noch dazu eine, die nicht irgendwo oben liegt wie die meisten, sodass man seinen Lungen das Äußerste abverlangen muss, um sie zu erreichen. Diese hier ist Zentrum des Dorfes, Verzeihung, des Stadtteiles Altwied, hier feiern die Einwohner ihr jährliches Burgfest. Wo sie feiern, kann ich nicht sehen. Ich rüttle am Tor. Geschlossen. Den einen oder anderen Schwatz mit den Bewohnern der verwinkelten Häuser rund um die Burg hätte ich schon gerne gehalten, aber diesmal hat sich nicht einmal eine Gardine bewegt.

Zu Altwied gehört auch der Kümmelberg, ein Neubaugebiet auf einem Hügel. In Hamburg gibt es Regionen, in denen "man" wohnt und solche, in denen "man" nicht wohnt. Auf Neuwied bezogen ist der Kümmelberg wohl eine Gegend, in der "man" wohnt. Oder?

Als nächstes Segendorf, dann Rodenbach, "Herzlich Willkommen" ruft mir da ein großes hölzernes Schild entgegen, gerade so, als sollte mir noch einmal bestätigt werden, was ich ohnehin inzwischen kapiert habe: wir sind wir und die andern die andern. Neuwied hin oder her, lass die Bürokraten doch eingemeinden so viel sie wollen, wir sind und bleiben Rodenbacher, Engerser, Heddesdofer. "Alle Stadtteile können und sollen ihre Traditionen beibehalten", wird mir am nächsten Tag der Oberbürgermeister versichern.

Die einen machen ihren Karneval, die anderen ihren Pfingstritt, die nächsten ihr Burgfest. Und in Feldkirch macht die Brombeerschänke auf, gerade rechtzeitig, bevor ich austrockne. Über eine kleine gewundene Straße erreichbar, liegt sie oben am Hang, im Hintergrund Wald, im Vordergrund ein weiter Ausblick hinunter ins Tal und zum Rhein. Am Hang wachsen die Brombeeren, die ich in der Schänke in flüssiger oder fester Form in allen Varianten genießen kann. Tu ich auch, ich brauche Energie zum Verarbeiten all der neuen Eindrücke.

Am nächsten Tag, meinem letzten schon, mache ich mir einen groben Plan für die Stadtbegehung. Diesmal kommt es mir auf Schwerpunkte an, auf Einzelheiten.

Ich beginne mit dem Deich. Am Abend zuvor hatte ich mich in das Buch "Deichstadt Neuwied" von Wolfram Sauerbrei vertieft und darin die gesamte Geschichte des Deichbaus erklärt bekommen, illustriert durch viele Fotografien aus der Bauphase. Nun stehe ich vor der Deichmauer, schlage die Seiten mit Fotos auf, vergleiche, begreife den Aufwand, der nötig war und die Energie, die es gekostet haben muss, diesen Bau voranzutreiben.

Ein Portraitfoto auf Seite 120 zeigt Robert Krups, den damaligen langjährigen Bürgermeister von Neuwied. 1934, als die Nazis ihre Krallen ausstrecken, zieht er sich zurück. "Da sind so viele, die plötzlich ihre Gesinnung ändern", wird er zitiert. Er will kein Mitläufer sein. 1936 beurlauben ihn die Nazis "bis auf weiteres". Die Amtsgeschäfte übernimmt ein Herr Frantzen. Robert Krups arbeitet fortan für die Neuwieder Hobraeck-Werke. 1950 stirbt er mit 63 Jahren an einem Herzinfarkt.

Etwa 15 Meter trennen die Deichmauer vom Rheinufer, an dem drei Anleger ins Wasser ragen. In der Mitte des Flusses ziehen Lastkähne vorbei, gegenüber liegt Andernach. Ich setze mich auf eine Bank, als Kind war ich so oft am Rhein, wenn ich meine Oma in Köln besucht habe. Das Ufer hier ist karg, schmucklos, es als Promenade zu bezeichnen wäre eine krasse Übertreibung. Es ist naturbelassen. Der Fluss, das Ufer, der Deich, dahinter die Stadt. Im Moment bin ich froh darüber, ich habe es für mich alleine. Irgendwo ruft jemand seinen Hund, von der Ferne das Rauschen der Autos über die Brücke, vor meinen Füßen dümpeln Enten.

An einem der Anleger ist ein Ausflugsschiff vertäut, es trägt den Namen Carmen Sylva. Weil sie eine gebürtige Elisabeth Prinzessin zu Wied-Neuwied war, geboren im Sommerschloss Monrepos, und außerdem nach ihrer Heirat Königin von Rumänien wurde, eine Königin aus Neuwied also, heißen hier Plätze, Straßen, Schulen und eben Schiffe nach ihr, die sich selbst den Künstlernamen Carmen Sylva gab, als sie das Dichten für sich entdeckte. Im restlichen Deutschland hält sich ihr Bekanntheitsgrad eher in Grenzen. Ich laufe am Rheinufer entlang Richtung Schloss, in dem die nachgeborene Verwandtschaft der dichtenden Carmen noch heute wohnt. "Residenzschloss der Fürsten zu Wied" steht neben dem schmiedeeisernen Tor auf einem Schild und auf einem anderen "Privatbesitz.

Kein Zutritt.” Das Tor steht sperrangelweit offen, innen im weiträumigen Hof parken Autos. Sie gehören, vermute ich, Leuten, die dort arbeiten. Vor dem offen stehenden Portal stehen zwei Kanonen von 1825, wie die Gravur ausweist. Im Lauf der rechten stecken zerbeulte Coladosen, in die linke hat jemand Brötchenpapier gestopft. Die Kanonen sind es übrigens nicht, die mich davon abhalten, in den Schlosshof hineinzuspazieren, auch nicht die Schilder, es ist eher die Einsicht, dass jeder einen Anspruch auf Privatsphäre hat. Ich überquere die Schlossstraße, ohne Haken schlagen zu müssen wie ein gehetzter Hase und ohne angehupt zu werden. Manchmal kann auch gerade das, was nicht da ist, als angenehm auffallen. Langsam gehe ich weiter, ich beginne, die kurzen Wege zu verinnerlichen, nichts im inneren Kern von Neuwied ist weiter als zehn, höchstens fünfzehn Gehminuten voneinander entfernt. Also kann ich mir leisten zu kurven, überquere noch einmal die Straße, entdecke das Theater, lande auf dem Weg zurück in die Engerser Straße in der Synagogengasse, in der Ecke eine Gedenktafel. An dieser Stelle stand, lese ich, bis 1938 die jüdische Schule und daneben die Synagoge. Beide Gebäude wurden, so steht es da, geschändet und niedergerissen. Das Wort geschändet geht mir durch die Haut. Weil es so treffend ist, so direkt und ohne falsches Pathos. Ich habe schon zehnmahl größere Mahnmale gesehen, deren Texte herumschwurbelten und sich wanden. Alle Achtung vor diesem hier, auf dieser kleinen Tafel in Neuwied.

Das Herrnhuter Viertel will ich noch sehen, halte es in meiner Unbedarftheit für das historische Relikt einer untergegangenen Epoche, bin völlig perplex als ich an einem stattlichen dreigeschossigen Haus mit schönen altmodischen Holzfensterläden das Schild “Pfarramt der Brüdergemeinde” sehe, im Haus daneben “Vorsteheramt der Brüdergemeinde”, gegenüber von beiden das Gemeindehaus. Ich sehe und staune und wundere mich, stehe ratlos unter einem Magnolienbaum, der gerade zu blühen beginnt und fühle mich ein wenig wie auf einer Insel. Eine ruhige, disziplinierte Ordnung scheint mir hier zu herrschen, alles wohlversorgt, geregelt. Kann das sein?

Kurz vor meiner Abreise am nächsten Morgen kehre ich noch einmal zurück und habe die Gelegenheit, den Pfarrer der Gemeinde kennenzulernen. Er zuckt unmerklich zusammen, als er erfährt, dass ich Krimis schreibe. Die unterirdischen Gewölbe, in denen früher das Bier lagerte, das die Herrnhuter eine Zeit lang brauten und verkauften, zeigt er mir

vorsichtshalber nicht. Wer weiß, mag er sich denken, was eine solche zweifelhafte Person für Schindluder damit treibt. Umso dankenswerter, dass ich immerhin den Gebetsraum sehen darf, ganz in weiß gehalten und ohne Schnörkel. Hier treffen sich die Mitglieder zu ihren Bibelstunden und Predigtversammlungen. Ich lerne noch, dass die Herrnhuter eine evangelische Freikirche sind, mithin keine Kirchensteuer erhalten, dass sie aber der evangelischen Landeskirche freundschaftlich verbunden sind. Wir unterhalten uns eine kleine Weile über die Wurzeln der christlichen Religionslehre, die mir als Katholikin auch nicht ganz unbekannt sind, dann bin ich entlassen. Ich komme nicht einmal dazu, zu versichern, dass ich kein Schindluder treiben werde und hole das hiermit nach. Eine Stunde später sitze ich im IC zurück nach Hamburg und gehe meine seitenlangen Notizen durch. Im Laufe vieler Jahre und Reisen habe ich mir bestimmte Zeichen angewöhnt, die es mir erleichtern, mich auch noch nach Wochen in meinen Aufzeichnungen zurecht zu finden. Da gibt es Punkte, Striche, Sternchen und Kringel. Kringel steht immer für "möglicher Tatort". Diesmal sind es fünf Kringel. Das Herrnhuter Viertel ist nicht dabei.

©Helga Beyersdörfer